

Informationsblatt April/Mai 2021

////// **Bischof Joseph Bonnemain zu 36 Jahren Seelsorge am Krankenbett** //
//////// **Sabine Zraggen zum Strategiewechsel in der Spitalseelsorge** //
////////// **Zwei Spitalseelsorgerinnen, zwei Anliegen** //
/// **Generalvikar Luis Varandas über Seelsorge und Stockfisch** //

Editorial

Als ich vor einem gefühlten halben Jahrhundert das Medizinstudium auf mich zukommen sah, war ich auch geprägt vom mittelalterlichen Bild, dass Ärzte und Priester die letzten sind, die in Seuchenzeiten bei den Kranken und Sterbenden ausharren. Und dann, im 21. Jahrhundert, bat ich zu Beginn der Coronapandemie die Leiterin der Spitalseelsorge, die Spitalseelsorgenden zu ermutigen, alles daran zu setzen, so lange wie möglich in den Institutionen zu bleiben und den Kranken und Sterbenden und ihren Angehörigen beizustehen. Die Ärzte und Seelsorgenden sind die letzten, die gehen!

Bis dahin habe ich mich gelegentlich gefragt, ob es gerechtfertigt sei, die Spital- und Klinikseelsorge mit so immensen Ressourcen auszustatten, da heute die meisten Menschen in den Spitälern kurze Aufenthalte haben und bald wieder in ihr Alltagsleben zurückkehren können. Aber nun weiss ich, dass die Spitalseelsorge keine Gutwetterseelsorge ist, sondern dass sie für Menschen in Krisensituationen eine ganz zentrale Bedeutung hat.

Auch hat es sich gezeigt, dass unsere Strategie der integrierten Seelsorge richtig ist, dass dank langjähriger guter ökumenischer Zusammenarbeit mit Pflegenden und Leitungen in vielen Spitälern und Kliniken die Seelsorgenden immer, auch in Lockdownzeiten, Zugang zu den Leidenden haben und unsere Kirchen als wertvolle Stützen wahrgenommen werden.

Vera Newec



Foto: Peter Knap

Vera Newec ist als Synodalrätin verantwortlich für das Ressort Seelsorge Gesundheitswesen und Inklusion.

Joseph Bonnemain, seit dem 19. März Bischof von Chur, wurde Ende März im Spital Limmattal in Schlieren als Seelsorger verabschiedet. Er blickt zurück auf 36 Priesterjahre am Krankenbett.

Ein orthodoxer Priester erzählte mir vor kurzem, dass er zu einer schwerkranken Frau gegangen sei, die medizinisch gesehen keine Möglichkeit der Heilung mehr erwarten konnte. Sie befand sich in einer schwierigen und komplexen Lebenssituation. Unterwegs machte er sich Gedanken, was er dieser Frau sagen könnte. Er war besorgt, ob er Worte des Trostes finden würde. Die Frau aber hatte sich Gott restlos anvertraut und entsprechend kam sie der Hilflosigkeit des Priesters entgegen. Dieser ging nach Hause – und war, so sagte er mir – «ganz im Glauben bestärkt und bereichert durch diese Begegnung.»

Leiser treten statt Antworten geben

Nach 36 Jahren als Spitalseelsorger kann ich eine solche Erfahrung nur bestätigen. Als ich begann, war ich naiv, unerfahren, selbstsicher – ich sage es offen: unbrauchbar. Ich meinte, ich könnte Sicherheiten vermitteln, Glaubensgewissheiten verkünden und den Sinn des Leidens und der Schmerzen plausibel machen. Die Kranken, die Betagten, die Demenzen, aber auch die Behandelnden, die Pflegenden, die Angehörigen, überhaupt die ganze bunte Palette der Mitwirkenden im Spital haben mich eines Besseren belehrt. Allmählich haben sie mich dazu gebracht, leiser zu treten, statt Antworten zu verteilen, das Ringen der Lebensfragen still zu begleiten und vor dem Geheimnis des Leidens ehrfurchtsvoll zu schweigen. Eine solche Entwicklung geschieht nicht an einem Tag – mindestens bei mir nicht.

Jeder Mensch ist einmalig

Einerseits bleibt das Wort Jesu gültig: «Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt...», andererseits hat er aber auch erklärt: «Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen.» Beides stimmt. Beides in Einklang zu bringen, bleibt ein Geheimnis. Die Menschwerdung lässt uns erahnen, dass unser Gott nicht eine heile Welt anstrebte, sondern vielmehr eins werden wollte mit all dem, was krank und schwach ist. Diese Nähe und Zuneigung schafft mehr Erquickung als Wunder auf Distanz.

Die Kranken haben mir sehr geholfen, diese Sicht zu gewinnen. Seither kann ich besser, echter, weiter und bescheiden davon sprechen, dass Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Nach und nach hat mich der Umgang mit sehr verschiedenen Menschen auch gelehrt, dass jeder Mensch einmalig ist und ebenso einmalig auch seine Art, mit Leiden und Schmerz umzugehen.

Menschen erwarten prophetische Ader

In den vergangenen 40 Jahren hat sich in der Krankenseelsorge Gewaltiges verändert. 1985 erwartete man vom Priester nicht viel mehr, als dass er Sakramente spendet. Inzwischen ist die Seelsorge am Spital und in den Kliniken viel professioneller geworden. Die Sicht für den ganzen Menschen und für eine ganzheitliche Betreuung und Begleitung hat sich durchgesetzt. Der Mensch ist nicht nur eine Seele. Der Mensch ist ganz Mensch. Und nur so kann man ihn heilspendend begleiten. Die Seelsorgenden im



Noch-Spitalseelsorger Joseph Bonnemain mit Zeichnungen von Patientinnen und Patienten. Foto: zVg

Spital- und Krankenwesen sind inzwischen gut im System integriert, vernetzt, wirken professionell interdisziplinär, die Weiterbildung wird gepflegt und wir sprechen immer mehr von Religious-Care. All das ist eine Errungenschaft und begrüßenswert. Gleichzeitig – und dies ist mir ein immer wichtigeres Herzensanliegen geworden – dürfen wir dabei die eigene spezifische seelsorgliche Identität nicht preisgeben. Wir müssen zwar die Integration sehr anstreben und gleichzeitig jenseits jeder Integration bleiben. Wir dürfen unser Wirken nicht auf Soziales, Diakoni-

sches und Psychologisches reduzieren. Dafür gibt es andere, die das viel besser können. Von uns erwarten die Menschen eine prophetische Ader. Gerade in unserer Zeit und im Gesundheitswesen können wir wunderbar wirken, wenn wir 100prozentig Seelsorgende bleiben, oder besser gesagt: Menschensorgende. Nur in einer gelebten mystischen Verbundenheit mit Gott im Alltag der Seelsorge verkünden wir ohne Worte, was die letzte Sehnsucht aller Herzen ist. Wir vermitteln leise, aber doch wirksam, einen Segen, ja die unaufkündbare Zusage Gottes zu den Menschen.



Unverzichtbar im Gesundheitswesen: Seelsorgerinnen und Seelsorger während der Coronakrise. Foto: zVg

Präsenz in 32 Spitälern und Kliniken

Die Katholische Kirche im Kanton Zürich ist mit insgesamt 43 Seelsorgenden an 32 Spitälern und Kliniken präsent. Diese Priester, Theologinnen und Theologen werden in ihrer Arbeit von neun Mitarbeitenden in der Dienststelle und Sekretariaten sowie Organisten, Musikern und Sakristanen aus den Pfarreien unterstützt. Im Grossraum Zürich und Winterthur existiert zusätzlich ein Priesterpikettdienst. Dieses kantonale Engagement lässt sich die Körperschaft jährlich rund 5,4 Millionen Franken kosten. Seit drei Jahren treffen sich Vertreterinnen und Vertreter von Spitälern und Kliniken, aus der Direktion des Innern und der Justiz, dem Verband Zürcher Krankenhäuser, der muslimischen Seelsorge sowie der reformierten und katholischen Kirche im «Ökumenischen Runden Tisch».

Neue Strategie und Relaunch der Homepage

Ende März hat der Synodalrat das Strategiepapier der Spital- und Klinikseelsorge für die Jahre 2021–2025 verabschiedet. Dieses legt das Selbstverständnis, die inhaltliche Ausrichtung, die ökumenische und interreligiöse Zusammenarbeit sowie die personellen und finanziellen Ressourcen fest.

Die Schweizerische Kirchenzeitung berichtet in ihrer Ausgabe 8 dieses Jahres in einem Schwerpunktartikel über den Strategiewandel und die Entwicklungen in der Spitalseelsorge (kirchenzeitung.ch).

Seit Mitte April bietet die neu überarbeitete Homepage einen spannenden Einblick in die Aufgabenfelder der Spital- und Klinikseelsorge. Aktuell ist auch der Jahresbericht 2020 aufgeschaltet: spitalseelsorgezh.ch

Die Coronakrise wurde zur Feuerprobe der Seelsorgenden in Spitälern und Kliniken. Sabine Zraggen, Leiterin der katholischen Spital- und Klinikseelsorge, zu Interdisziplinarität, «ambulant vor stationär» und zum Personalmangel.

Als 2005 das Konzept für den Aufbau einer Dienststelle für die Spital- und Klinikseelsorge von der Synode verabschiedet und ab 2007 umgesetzt wurde, konnte niemand ahnen, wie klug – ja fast schon prophetisch – dieser Entscheid war! Bis zum ersten Lockdown im März 2020 hatten wir fast 13 Jahre Zeit, unser Seelsorgeangebot in den Spitälern und psychiatrischen Kliniken bekannt zu machen. Der erste Lockdown wurde zur Feuerprobe, ob wir inzwischen zum unverzichtbaren Gesundheitspersonal mit dazu zählen, oder als externe Gäste vor der Tür landen. Heute wissen wir: Wir haben diese Feuerprobe bestanden und durften an den allermeisten Standorten – zum Wohle aller – dabei bleiben.

Weil man uns kennt

Es war ein starkes Zeichen aus den Klinikdirektionen, dass unser Seelsorgeangebot nicht nur geschätzt, sondern während der Krise sogar aufgewertet und ausgeweitet wurde! Wir waren in Care-Teams, in der Bedienung von Hotlines für Angehörige, wie auch auf den Intensiv- oder Isolierstationen beson-

ders gefragt. Für viele Patient*innen wurden wir zu «Mittlern zwischen den Welten»: Wir überbrachten Botschaften an Angehörige oder von Angehörigen, standen in Isolierkleidung am Patientenbett, Priester spendeten unter erschwerten Bedingungen die Krankensalbungen... Wir setzten uns dafür ein, dass Abschiedsrituale mit Sterbenden, wie auch die Aufbahrung von Verstorbenen, beibehalten werden konnte, halfen beim Ausformulieren von Richtlinien für einen würdigen Umgang mit. Für das stark belastete Pflegepersonal hatten wir mehr als nur ein offenes Ohr; wir packten mit an, trösteten, machten Mut und spendeten laut oder leise den Segen.

Weil man uns bereits kannte, können wir auch in dieser ausserordentlichen Pandemie nahe am Menschen dabei bleiben und den Kernauftrag Jesu in seiner Kirche glaubwürdig vermitteln.

Interdisziplinär unterwegs

Der oben beschriebene Erfolg bestärkt uns, den eingeschlagenen Weg integrierter Seelsorge weiter zu gehen. Damit das gelingen kann, wurde das Konzept



Das katholische Team der Psychiatrischen Universitätsklinik (PUK) Zürich/Rheinau (von links): Ivan Machuzhak, Melanie Berten, Sabine Zraggen, Sonja Kaufmann, Clemens Plewnia. Foto: Spitalseelorge Zürich



Sabine Zraggen ist Leiterin der Spital- und Klinikseelsorge der Katholischen Kirche im Kanton Zürich. Foto: Aschi Rutz

von 2005 im 2019/20 gründlich evaluiert. Themen wie die zunehmende Digitalisierung aller Patientendaten und die dazu gehörenden Datenschutzfragen zwingen auch uns, die eigene Rolle zu klären. Im postsäkularen Zeitalter ist darüber hinaus eine wie auch immer geartete «Rede von Gott», selbst als kirchlich beauftragte Seelsorgende, nicht mehr «einfach so» möglich. Wie verstehen wir unsere Profession, unseren Auftrag, wie treten wir nach aussen zu unseren Partnern in den Kliniken und bei den Patienten auf?

Menschen haben spirituelle Bedürfnisse

Die neue Strategie hält dazu fest, dass wir uns als spezialisierte Spiritual-Care, interdisziplinär eingebunden in die Behandlungsteams, verstehen wollen. Auch andere Gesundheits-Berufe entdecken heute die Wichtigkeit für eine allgemeine spirituelle Begleitung erkrankter Menschen. Spiritualität und Religiosität werden dabei nicht mehr als exklusive Bereiche der Kirchen oder Weltreligionen angesehen. Der Ruf nach religionsfreier Seelsorge wird grösser. Da aber bisher kaum jemand der Pflegenden und Ärzte weiss wie das geht, sind wir aufmerksam für diesen Dialog und bieten Hand für die Neuentdeckung des spirituellen Terrains. Unsere neue strategische Ausrichtung, welche das Konzept von 2005 ergänzt, gestattet uns innovativ und flexibel weiter zu gehen.

Seelsorge in ambulanten Situationen

«Ambulant vor stationär» ist schon lange die politische Parole, um die wachsenden Ausgaben im Gesundheitswesen in den Griff zu bekommen. Einerseits führt der enorme technische Fortschritt dazu, dass viele Operationen ambulant durchgeführt werden können. Das ist positiv. Andererseits werden herausfordernde und komplexe Behandlungen wie Chemo- oder Strahlentherapien bei schweren Grunderkrankungen «nur» verlagert. Menschen haben deshalb nicht weniger Leiden oder Fragen.

Der Paradigmenwechsel stellt somit die im Betrieb etablierte Seelsorge vor die Frage, wie sie zur richtigen Zeit auch bei denjenigen Patient*innen sein kann, die in ambulanten Situationen Seelsorge bräuchten. Auch hierfür ebnet uns die neue Strategie den Weg: Wir sollen und dürfen unsere Prioritäten dort setzen, wo sich Seelsorgebedarf zeigt! Sei es in den ambulanten Wartezonen, sei es in Kriseninterventionszentren der Psychiatrie. Nur wenn die Behandelnden uns kennen und wissen, wofür sie uns rufen können, haben wir «Verbündete» und Multiplikatoren, um spirituellen oder religiösen Schmerz auffangen zu können. Die Personalfuktuationen im Gesundheitsbereich machen ein hohes Investment für die fortwährende Bekanntmachung unserer Angebote nötig.

Personalmangel – auch bei uns

Leider ist auch die Spital- und Klinikseelsorge vom Rückgang der Theologiestudierenden betroffen. Ein Drittel unserer Spital- und Klinikseelsorgenden im Kanton Zürich wird in den nächsten Jahren pensioniert. Der «Markt» für neue Seelsorgende für die Spezialseelsorge ist ausgetrocknet. Wir wollen in den nächsten Jahren prüfen, inwiefern auch Quereinsteiger*innen aus anverwandten Berufen einen erleichterten Einstieg in unsere Branche erlangen können.

Sabine Zraggen

Lisa Palm, stellvertretende Dienststellenleiterin und Palliative Care-Beauftragte, über Palliative Care in Coronazeiten und Spitalseelsorgerin Veronika Jehle zu ökumenischer und interreligiöser Seelsorge.



Lisa Palm ist stellvertretende Dienststellenleiterin und Palliative Care-Beauftragte.
Foto: Peter Knup

Die ersten Wochen der Corona-Pandemie im Frühjahr 2020 und die damit verbundene Ungewissheit war für die ganze Gesellschaft eine riesige Herausforderung. Besonders betroffen waren schwerkranke Menschen und ihre Angehörigen. Angehörige standen mit der ganzen Belastung der Pflege und Betreuung alleine da. Das Netzwerk von betreuenden Familienmitgliedern und Freunden, das eine 24 Stunden-Verantwortung sicherstellte, brach mit Lockdown und Kontaktverbot auseinander.

So viele Begleitungen wie nie zuvor

Das Angebot der Helpline für Seelsorge in Palliative Care stand auf dem Prüfstand! Wie würden sich diese Einschränkungen auf das ambulante Begleitangebot der Seelsorge für schwerkranke Menschen und die Vernetzung mit den palliativen Pflegeteams auswirken? Die Antwort vorweggenommen: Es gab nie so viele Anfragen für Begleitungen wie seit Corona. Zudem meldete sich auch die Fachstellen für psychosoziale Betreuung und Demenz, da psychisch vulnerable Menschen die Isolation nicht

alleine bewältigen konnten. Das interprofessionelle Begleitnetz zwischen den Kirchen und den Pflege- und Betreuungsdiensten bewährte sich.

Option für die Schwächsten

Es stellten sich auch viele neue Herausforderungen an uns: Wie und woher Masken und Schutzmaterial bekommen, um die meist betagten Menschen zu schützen? Wie mit den beschränkten Zeitressourcen die vielen Anfragen und Begleitungen bewältigen? Womit die schwerkranken Menschen und ihre Angehörigen stärken?

Die neue Strategie der Spital- und Klinikseelsorge setzt einen ihrer Schwerpunkte bei der «Option für die Schwächsten» und will die personellen Ressourcen dort einzusetzen, wo sie am Dringendsten gebraucht werden. Sie setzt auf Integration der Seelsorge im interprofessionellen Behandlungsteam. Beide Schwerpunkte haben sich für das Begleitangebot der Seelsorge in Palliative Care bewährt.

Lisa Palm



Veronika Jehle ist Seelsorgerin am Kantonsspital Winterthur.
Foto: Susi Lindig

«Schön, dass Sie da sind», höre ich oft, wenn ich mich Patientinnen und Patienten vorstelle, die einer anderen Religion oder Konfession angehören, wenn zur Sprache kommt, dass ich katholisch bin. Es geht also, wenig verwunderlich, den meisten zunächst und vor allem um ein menschliches Gegenüber. Und immer wieder: «Wir haben doch alle denselben Gott.»

Wenn religiöse Tradition wichtig wird

Dann gibt es hingegen Situationen, wo ein Gegenüber der eigenen religiösen Tradition wirklich wichtig wird: wenn es um spezifische Texte und Rituale geht, oder wenn es ein offenes Ohr braucht, das die eigene Muttersprache versteht. Dann funktioniert unser ökumenisches Team vor Ort, in Verbindung mit vielen Seelsorgenden ausserhalb: in den Heimatpfarreien und -gemeinden der Kranken, in den Sprachmissionen, in den Religionsgemeinschaften.

Hoffen auf strukturelle Entwicklung

Weil sich Seelsorgende im Spital dafür entscheiden, konsequent das Wohl der Kranken an die erste Stelle zu setzen, tritt die Frage nach Konfession und Religion oft automatisch einen Schritt zurück. So sind wir auch in unserer Zusammenarbeit als Seelsorgeteam ökumenisch und interreligiös unterwegs. Ob sich diese Entwicklung auch strukturell niederschlagen wird, muss sich zeigen: Wenn katholische und reformierte Seelsorgende zustimmen, wird womöglich aus den beiden konfessionell getrennten Spitalseelsorge-Vereinigungen der Schweiz bald eine ökumenische, offen auch für interreligiöses Arbeiten. Für mich ist die Spitalseelsorge in diesem Sinn ein «Zukunftsort»: Die konkrete Not der Menschen im Spital, auch die Notwendigkeit, schnell und einfach menschlich da zu sein, bringt uns in die Situation, das Verbindende vor das Trennende zu stellen. Ökumenisch – interreligiös – menschlich.

Veronika Jehle

**«Ich wurde nicht Priester, um Verwaltungschef zu werden.»
Luis Varandas über Seelsorge, Konflikte und die Sehnsucht
nach Wein aus der Region Douro und nach Stockfisch.**

«Alles neu macht der Mai» besagt eine alte Redewendung. Für dich jetzt ganz besonders.

Luis Varandas: Und wie! Seit dem 1. Mai bin ich offiziell Generalvikar für Zürich und Glarus. Damit ändert sich mein Leben ziemlich grundlegend. Vom Pfarrer zum Generalvikar ist schon ein grosser Schritt.

Was überwiegt, die Freude über das neue Amt, oder Bammel vor dem, was auf dich zukommt?

Angst habe ich jedenfalls nicht, aber Respekt. Ich freue mich auf das Team im Generalvikariat und die Zusammenarbeit mit den vielen Seelsorgenden in den Pfarreien in Zürich und Glarus. Wir müssen nicht alles neu erfinden, sondern können auf dem Bestehenden aufbauen und weiterführen, was in den letzten Jahren erreicht worden ist. Unser Bistum hat ja leider in der Vergangenheit viele negative Schlagzeilen geboten. Aber bei uns ist doch viel passiert. Ich denke zum Beispiel an die Spitalseelsorge, an die Aufbrüche und Initiativen in der Pandemiezeit, der Aufbruch in der Bildungsarbeit mit der neuen Paulus Akademie, die lebendigen Missionen und vieles andere.

Was ändert sich denn für dich persönlich?

Ich kann vor allem weniger direkt als Seelsorger tätig sein. Dafür unterstütze ich die Seelsorgenden selbst. Es tut mir ein bisschen weh, mich von der direkten Seelsorge zu verabschieden, denn das ist meine Berufung als Priester. Ich wurde ja nicht Priester, um Verwaltungschef zu werden. Alles, was ich künftig tue, auch die neuen administrativen Aufgaben, sollen immer im Dienst der Seelsorge stehen.

Wo lebst du künftig?

Wohnen werde ich in der sogenannten «Bischofswohnung», welche ja als Dienstwohnung für den Generalvikar oder Weihbischof gedacht ist.

Und wenn du deinen Job gut machst, steht dann in ein paar Jahren die Beförderung zum Weihbischof an?

(lacht) Keine Ahnung. Das war bis jetzt überhaupt kein Thema. Meine Zukunft überlasse ich mal der Vorsehung. Ob Bischof Joseph Maria in Zürich noch einen Weihbischof braucht, muss er entscheiden.

Was sind die wichtigsten Aufgaben eines Generalvikars?

Ich muss das im Detail selbst noch herausfinden. Ganz sicher gehört die Personalführung dazu, die Begleitung aller, die in den Kantonen Zürich und Glarus in der Seelsorge wirken. Dies in Zusammenarbeit mit meinem Team im Generalvikariat, den Personalverantwortlichen im Bistum und den lokalen Kirchenpflegen. Wichtig ist auch die enge Zusammenarbeit mit dem Synodalarat und der Synode. Dann die Ökumene, die interreligiösen Kontakte und die Beziehung zu staatlichen Behörden. Weiter bin ich auch Teil der Bistumsleitung. Es wird also viele Sitzungen mit allen möglichen Gremien geben.

Was steht als erstes an?

An einigen Orten sind auf das neue Pastoraljahr hin wichtige Personalentscheide zu treffen. Ansonsten kann ich zu den anstehenden Geschäften noch nicht viel sagen. Lassen wir es mal auf uns zukommen.



Der neue Generalvikar Luis Varandas entspannt sich im Garten des Centrums 66. Foto: Arnold Landtwing

Im Personalbereich scheinen die Konflikte in Seelsorgeteams oder zwischen Seelsorge und Kirchenpflege zuzunehmen. Die Ombudsleute sind ausgelastet, Moderationen und Coachings werden immer mehr beansprucht. Hast du dafür eine Erklärung?

Ich habe als Synodalrat ja schon einiges davon mitbekommen. Zahlenmässig nehmen die Konflikte tatsächlich zu. Eine abschliessende Erklärung dafür habe ich nicht. Vielleicht wird die Arbeit in der Seelsorge auch immer anspruchsvoller. Und wir haben ein anspruchsvolles duales System.

Das Duale System soll doch das kirchliche Leben ermöglichen und nicht für Konflikte sorgen. Ist dieses System das Problem?

Das Duale System ermöglicht sogar sehr viel! Aber in jeder Form des Zusammenlebens kann es Schwierigkeiten geben. Das gilt auch für Strukturen. Ich halte unser System für wunderbar und bestens auf unsere Verhältnisse zugeschnitten. Ich stehe voll und ganz zu diesem Dualen System. Aber es wird nicht immer überall gut verstanden. Da gibt es noch Optimierungsmöglichkeiten.

Was rätst du deinen Seelsorgenden?

Bei Konflikten nie zu lange warten, sondern früh Unterstützung einfordern und versuchen, die Situationen zu klären. Wir alle müssen uns immer wieder hinterfragen und vergewissern, was unsere Zuständigkeitsbereiche sind.

Du trägst auch Personalverantwortung für viele Seelsorgerinnen. Nicht wenige sind enttäuscht, dass sich in der Frauenfrage so gar keine Entwicklung abzeichnet. Hast du für sie Verständnis?

Natürlich, die Anliegen unserer Seelsorgenden sind mir wichtig. Andererseits haben wir in Zürich aber viele Frauen in wichtigen Positionen. Es hat sich schon einiges getan: Die Spitalseelsorge wird von Frauen geleitet, in zahlreiche Pfarreien tragen Frauen die Pfarreiverantwortung. Bischof Joseph Maria betont immer wieder, dass Frauen auch Leitungspositionen übertragen werden sollen. Aber es ist natürlich kein einfaches Thema. Wir sind als Kirche auch in dieser Frage auf dem Weg, nicht am Ziel

Auch Frauen in der Gemeindeleitung dürfen offiziell noch immer nicht die Predigt halten...

Das soll man konkret vor Ort beurteilen, nicht pauschal.

Dein Wunsch für unsere Kirche in Zürich?

Als Kirche für die Menschen da sein, sie begleiten und ihre Sorgen, Nöte und Sehnsüchte wahrnehmen. Und mit Freude das Evangelium leben.

Interview: Simon Spengler

Luis Varandas persönlich

Mein Lieblingsort: Egal wo, einfach am Meer.

Mein Lieblingsgericht: Stockfisch, in 1001 Varianten!

Mein Lieblingswein: Wein hat ja auch mit Sehnsucht und Gefühl zu tun. Deshalb habe ich eine besondere Beziehung zu den Weinen der Douro-Region, wo ich meine Kindheit verbrachte. Aber auch ein Zürcher Räuschling passt bestens zu Stockfisch.

Mein Hobby: Lesen, spazieren, bloss nichts Aufregendes.

Dieses Buch lese ich gerade: Die historische Studie «Die Nonnen von Sant'Ambrogio» des Münsteraner Kirchengeschichtlers Hubert Wolf. Er schildert auf Basis historischer Akten des vatikanischen Archivs die verstörenden Zustände in einem franziskanischen Frauenkloster in Rom. Es beschreibt die Zeit in der Mitte des 19. Jahrhunderts, ist aber leider auch sehr aktuell.

